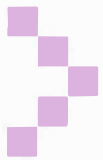


aufbruch

Ein Magazin der Evangelischen Stiftung Alsterdorf



4/03

„kulturbehindert?“
Menschen mit Behinderung als Subjekt und Objekt der Kunst



„kulturbehindert?“ – Menschen mit Behinderung als Subjekt und Objekt der Kunst

aufbruch 4/03

INHALT

Was heißt hier Kultur?	3
Eröffnung mit Rolf Baumbach, Hellmuth Karasek und Friedrich Wilhelm Graf	
Ein unvermuteter Glücksfall – die Schlumper	4
Verrückte Kunst	6
Welche Kunst ist nicht verrückt? – von Hans Gercke Sich ein Bild machen – von Christian Münner	
Kunst auf dem Markt	7
Workshops zum Kongress „kulturbehindert?“	
Typisch?! Hamburger Personen und Persönlichkeiten	8
Rolf Baumbach: Auszüge aus der Rede zur Vernissage Fotografien von Thomas Liehr und Axel Nordmeier	
Akteure für Voyeuere	10
Sport macht schön	11
Werbekampagnen für und mit Menschen mit Behinderung	
Behinderung im Drehbuch	12
Eine eigene Form: Station 17 spielt ‚Vier Jahreszeiten‘	14
Regiekonzepte mit und ohne Behinderungen	16
Behinderung wird EigenArt	18
Erster Integrativer Studiengang Darstellende Künste	
Blickwinkel Kunst – von Wolfram Scharenberg	19
Menschen im Aufbruch	20
Der treue Freund der Schlumper – Rolf Laute	

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Drei Tage im Oktober stand das Thema „kulturbehindert? – Menschen mit Behinderung als Subjekt und Objekt der Kunst“ im Mittelpunkt der Evangelischen Stiftung Alsterdorf. Vom 16. bis zum 18.10. – unmittelbar vor dem 140jährigen Jubiläum der Stiftung und der Eröffnung des Alsterdorfer Marktes am 19.10.2003 – waren rund 160 Menschen zusammengekommen, um über das kulturelle Schaffen von Menschen mit Behinderung mehr zu erfahren und zu diskutieren. Die Evangelische Stiftung Alsterdorf macht seit vielen Jahren kulturelle Angebote, und zwar nicht nur als Freizeitbeschäftigung, sondern vor allem als professionelle Arbeit. Station 17 – Band und Theater – und die Schlumper sind inzwischen auch international bekannt. Was in diesen Gruppen entsteht, hat nicht nur individuelle Bedeutung für die Persönlichkeit der Künstler, sondern wird auch in der Öffentlichkeit honoriert. Betrachter und Zuschauer schätzen die Authentizität und direkte Emotionalität, die sich in Bewegungen, Äußerungen, Farben und Gestaltung ausdrücken. Darauf sind wir stolz! Kunst hat enorme Bedeutung für die Konzepte der Öffnung, mit denen in Alsterdorf gearbeitet wird. Für die Stiftung hoffen wir, dass neben allen betriebswirtschaftlichen Zwängen und Wichtigkeiten das Thema Kunst einen noch größeren Stellenwert erhält. Neue Kooperationen und Kontakte, die wir uns von dem Kongress „kulturbehindert?“ erhoffen, haben im Oktober schon ihren Anfang genommen. Wir danken allen, die diese drei Tage vorbereitet und gestaltet haben! In diesem Heft finden Sie eine zusammenfassende Übersicht und Schlaglichter zu den Themen des Kongresses. Eine umfassende Dokumentation soll noch erstellt werden. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Rolf Baumbach
Rolf Baumbach

W. Kraft
Wolfgang Kraft

alsterdorf

Impressum
Der **aufbruch** erscheint viermal jährlich und wird herausgegeben im Auftrag der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, Alsterdorfer Markt 4, 22297 Hamburg Bereich Kommunikation
Telefon 040. 50 77 35 22 · www.alsterdorf.de
V.i.S.d.P.: Rolf Baumbach, Vorstand der Ev. Stiftung Alsterdorf
Texte, Redaktion, Bildredaktion: Anne Christiansen
Design: Atelier HellmundPuchmüller
Druckvorstufe: Buss & Göttermann GmbH
Druck: Sächsisches Druck- und Verlagshaus
Auflage: 6.000 Exemplare



Was heißt hier Kultur?

aufbruch 4/03

Eröffnung mit Rolf Baumbach, Hellmuth Karasek und Friedrich Wilhelm Graf

„Jeder ist ein Künstler!“ Das hat Joseph Beuys gesagt. Aber, fragte Rolf Baumbach, Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, zur Eröffnung des Kongresses „kulturbehindert?“, stimmt das wirklich? Gibt es nicht vielmehr bestimmte Qualitätskriterien, die den Künstler vom Nicht-Künstler unterscheiden und die Kunst auszeichnen? Zumal in einer pluralen Gesellschaft, in der es keine Definition des Normalen mehr gibt? Antworten auf diese Fragen erhoffte sich Rolf Baumbach von den illustren Referenten des Kongresses und natürlich auch von den rund 160 Teilnehmern, die zum großen Teil selber in der künstlerischen Arbeit mit Menschen mit Behinderung aktiv sind.

Was heißt hier Kultur?

Das war die grundlegende Frage, auf die Hellmuth Karasek eine Antwort versuchte. Er wusste ganz gut, wovon und wo er sprach – sein ältester Sohn war Zivildienstleistender in der Stiftung. „Unsere Gottesebenbildlichkeit“, sagte er, „bestimmt uns bis heute und sollte unser Verhältnis zu den Schwachen bestimmen.“ Da dies nicht immer so war und auch heute nicht immer so ist, sei, so Karasek, unser Verhältnis zum kulturellen Schaffen von Menschen mit Behinderungen „durch Schuldbegriffe bestimmt“.

Was unterscheidet den Künstler vom Nicht-Künstler?

Der Künstler leidet Qualen, aber er kann darüber sprechen. Aus Goethes Marienbader Elegien zitierte Karasek: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.“ Der langjährige Kulturchef des Spiegel nannte zahlreiche Beispiele: aus der Literaturgeschichte den blinden Ödipus, den wahnsinnigen Lear, den verrückten Woyzeck, aus der Gegenwart den blinden Opernsänger Andrea Bocelli, den blinden Popstar Stevie Wonder, den verkrüppelten Sänger Thomas Quasthoff, den kleinwüchsigen Schauspieler Peter Radtke und – sic! – einen blinden französischen Photographen – sie alle, so Karasek, „sind souveräne Antworten auf in diesem Zusammenhang oft gestellte Fragen.“ Und „Künstler, die in den kulturellen Kontext

und nicht in die soziale Ecke gehören.“ Oft verhilft gerade eine Behinderung zu einer besonderen künstlerischen Kompetenz. Karasek: „Wer nicht gehen kann, weiß oft schmerzhaft mehr über das Gehen als der, der es kann und darüber nicht reflektiert. Und wer nicht gehen kann, der geht auch nicht im Marschschritt mit.“ Gibt es, so die abschließende Frage, überhaupt eine ‚normale‘ Kultur? Kultur, sagte Karasek, „beginnt immer als das Normverletzende, Anormale, das Unerhörte, das nach ein paar Jahren Normalität erlangt. Die Kunst läuft der gesellschaftlichen Entwicklung immer voraus.“

Über die Gottesebenbildlichkeit des Menschen

Im Anschluss an und im Dialog mit Hellmuth Karasek hielt Friedrich Wilhelm Graf einen Vortrag mit dem Titel ‚Imago Dei‘. Graf nannte zahlreiche Assoziationen, die im Verlauf des Kongresses immer wieder eine Rolle spielten: Dass Gott den Menschen zu seinem Bilde schuf, daraus folgt – so Graf – die exklusive Beziehung jedes Menschen zu Gott. Was aber ist, wenn das Vermögen, das den Menschen auszeichnet – nämlich Verstand und Sprache – vermindert ist? Graf antwortete mit dem Kompensationsargument, dass bei Menschen mit bestimmten Einschränkungen eine andere Fähigkeit häufig sehr stark ausgeprägt ist.

Auch über die Ambivalenz des Sehens sprach Graf: „Die Unmöglichkeit der Abbildbarkeit Gottes entspricht der des Menschen. Wenn Du Dir kein Bildnis von Gott machen sollst, dann auch keines vom Menschen.“ Das Auge, fuhr Graf fort, sieht immer nur die anderen, das Ohr hingegen ist inklusiv und schließt sich selbst mit ein. Auch die biblische Semantik beziehe sich immer auf das Hören und das Wort: „Sehen können in der Bibel nur Propheten.“ Karasek ergänzte, die Vertreibung des Menschen aus dem Paradies habe schließlich auch mit den Augen begonnen. Schließlich fragte Graf: „Wem wird heute Personenstatus zugebilligt?“ Hochentwickelten Computern und bestimmten Tieren würde er zugestanden, manchen Menschen, zum Beispiel Dementen, jedoch abgesprochen. Für den Personenstatus, so Graf, seien die Freiheit, die Selbstbestimmungskompetenz und die moralische Zurechnungskompetenz eines Menschen ausschlaggebend, vor allem aber seine Liebesfähigkeit.



Rolf Baumbach, Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Stiftung Alsterdorf



Hellmuth Karasek, langjähriger Kulturchef des ‚Spiegel‘, Mitstreiter im ‚Literarischen Quartett‘, heute Mit-Herausgeber des Berliner ‚Tagesspiegel‘ und Professor am theaterwissenschaftlichen Institut der Universität Hamburg.



Friedrich Wilhelm Graf ist Professor für systematische Theologie und Ethik an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Ein unvermuteter Glücksfall – Die Schlumper

aufbruch 4/03

aufbruch 4/03

Hell ist es in der großen Galerie in der alten Rinderschlachthalle in Hamburg-St. Pauli. Um den großen Tisch vor der Bühne sitzen Besucher, eine Malgruppe aus Lüneburg, rundherum hängen Werke der Schlumper, meist großformatig, aber so unterschiedlich wie die Persönlichkeiten, die sie gestaltet haben. Einige Künstlerinnen und Künstler sind im Raum unterwegs, unterhalten sich an der Caf theke, andere arbeiten in ihren Kojen, die die nötige Ruhe und gleichzeitig Offenheit zum Raum bieten. Ausstellung und Ateliers setzen sich auf der Galerie im ersten Stock fort. Die Stimmung ist entspannt, Besucher werden freundlich begru t.

Schwer begabte Künstler

Seit fünf Jahren arbeiten die Schlumper hier. Begonnen haben sie in den Kellerräumen des Stadthauses der ehemaligen Alsterdorfer Anstalten mit der Adresse Beim Schlump 84. Vor fast zwanzig Jahren, 1984, sammelte der Maler Rolf Laute (siehe Seite 20) hier eine Gruppe von künstlerisch „schwer Begabten“ mit geistiger Behinderung und stellte ihnen das nötige Material zur Verfügung, um gestalterisch kreativ zu werden – zunächst einmal in der Woche. Bald gründete sich der Förderverein „Freunde der Schlumper“ als ideeller und materieller Träger. 1993 wurde, unterstützt von der Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales, die freie Künstlergruppe zum Arbeitsprojekt „Schlumper von Beruf“. Das bot jedem Schlumper einen festen Arbeitsplatz, sicherte den räumlichen und finanziellen Rahmen. Erst 2002 kamen die Schlumper mit nun 24 Arbeitsplätzen unter das Dach des Bereiches alsterarbeit der Evangelischen Stiftung Alsterdorf.

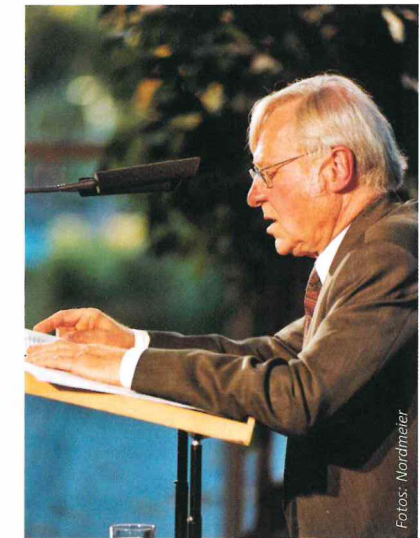
Authentische Kunst

Die Schlumper sind mittlerweile etabliert in der Hamburger Kunstszene und auch darüber hinaus, ihre Werke verkaufen sich gut und werden zunehmend bekannter. Das renommierte Kunstmagazin art widmete der Gruppe im vergangenen Jahr eine Titelgeschichte. Vielfältige Ausstellungen sorgen, auch international, für Anerkennung: nicht nur in der Kunsthalle Rostock, sondern auch in Prag, Chicago, demnächst in St. Petersburg. Neben der freien künstlerischen Arbeit übernehmen die Schlumper unterschiedliche Auftragsarbeiten, zum Beispiel für Kunst am Bau-Projekte, Bühnenbilder, Platten-Cover, Plakate oder Anzeigen. Außerdem kooperieren sie mit mehreren Schulen.

Gelegentlich besuchen auch Künstler wie Horst Antes, Paul Wunderlich oder Bruno Bruni die Schlumper Galerie – die authentische Kunst inspiriert ihre eigene Produktion. „Die Bilder der Schlumper,“ schreibt der Unterstützer und Kunstpublizist Günther Gercken, „folgen keinem Modetrend. Völlig verschiedene Persönlichkeiten sprechen in ihrem Individualstil zu uns. Die Bilder haben nicht den Anschein von etwas künstlich Gemachtem, sondern sie wirken ursprünglich wie etwas nat rhaft Gewachsenes.“

Günther Gercken hat beim Kongress „kulturbehindert?“ in die Ausstellung der Schlumper eingeführt. Im neuen Geschäfts- und Arztelhaus am Alsterdorfer Markt zeigten sie aus Platzgründen eher kleinformatische Arbeiten: Malerei und Zeichnungen, 105 Stücke von 24 Künstlern – von Uwe Bender bis Klara Zwick – die einen Überblick geben über die bildnerische Vielfalt und die kreativen Fähigkeiten der Gruppe von ihren Anfängen bis heute.

„Das Vermögen, mit bildnerischen Mitteln ausdrucksvolle Kunst zu schaffen, ist offensichtlich nicht an die logische Intelligenz gebunden. ... Zudem hat man eingesehen, dass die Grenzen zwischen Normalität, Geisteskrankheit und geistiger Behinderung fließend sind. ... Die Kunst kann nicht gesund oder pathologisch sein. ... Für die Kunst gibt es keine Norm. Im Gegenteil eroberte sie sich durch st ndige Konventionsbr che neues Ansehen. Die Werke der Kreativität können nie normal sein, da es für das Schaffen des Neuen und Unerwarteten keine Normvorstellungen geben kann. ... Bei Kunstwerken handelt es sich immer um singuläre Schöpfungen, deren Form- und Aussagekraft und nicht deren Herkunfts- und Entstehungsbedingungen das Kriterium für die Wertschätzung sein darf.“
Günther Gercken



Was ohn Vorgesdanken, ohn Kunst, unversehens geschieht, das ist Schlump, der unvermutete Glücksfall.

Grimmsches Wörterbuch

Uwe Bender

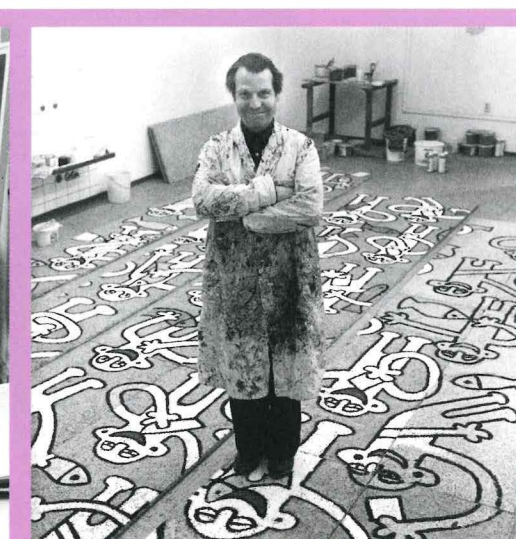
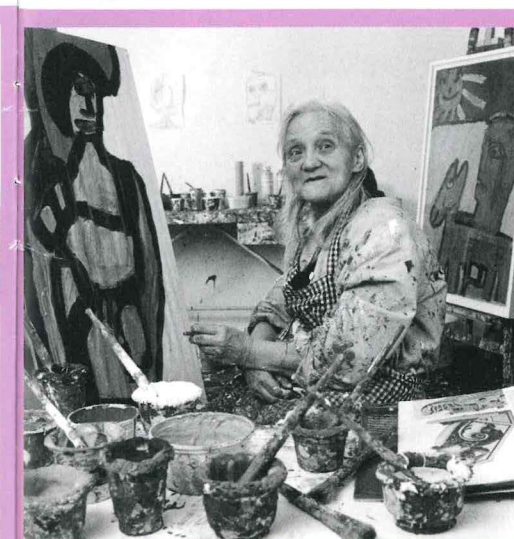
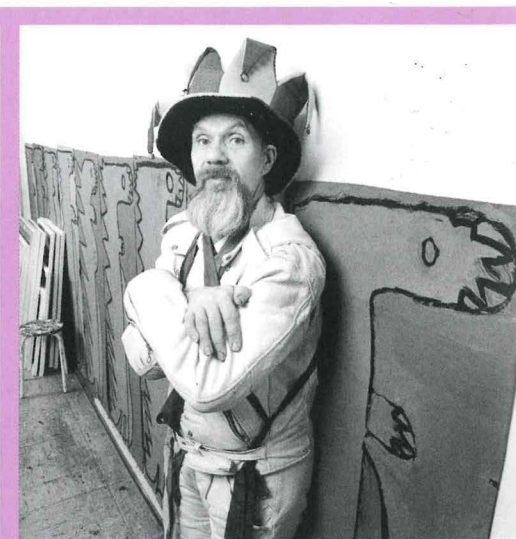
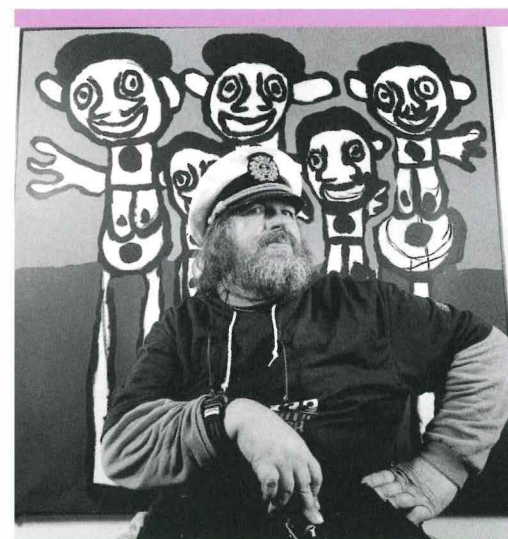
Klara Zwick

Karl-Ulrich Iden

Margot Gruhl

Werner Voigt

Inge Wulff



Verrückte Kunst

aufbruch 4/03

Auszüge aus den Referaten von Hans Gercke und Christian Mürner

Welche Kunst ist nicht verrückt?

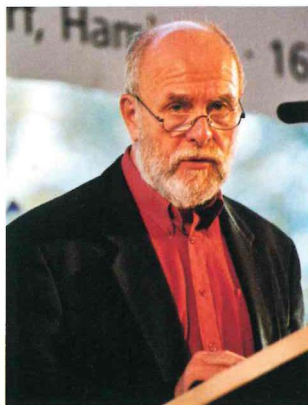
von Hans Gercke

Zweifellos gibt es eine komplexe Affinität zwischen künstlerischer Aktivität und – zumindest im Grenzfall pathologischer – Abweichung von der Normalität. Denn es geht ja in der Kunst immer wieder um neue Erfahrungen, darum, das Bekannte neu und anders zu sehen, andere Aspekte als die vertrauten herauszuarbeiten, und mögen sie – zumindest zunächst – noch so ‚verrückt‘ erscheinen. Etwas ‚verrücken‘, die Perspektive, den Kontext der Betrachtung zu verändern, ist denn auch, ganz wörtlich, zu einem der wichtigsten Verfahren zeitgenössischer Kunstpraxis geworden. ...

Nicht alles, was in den sicher verdienstvollen Malwerkstätten entsteht, kann Anspruch auf die Bewertung als ‚Kunst‘ haben. Auch hier gilt: nicht die Behinderung als solche ist Ursache und Ursprung künstlerischer Leistung, denn auch hier gibt es ganz unterschiedliche Begabungen. Wohl aber zeigt sich, dass intellektuelle Behinderung nicht notwendig auch eine Beeinträchtigung jener ‚bildnerischen Intelligenz‘ (Max Kläger) bedeuten muß, die viele dieser Arbeiten in einem Maße auszeichnet, dass sie den Vergleich mit Arbeiten aus anderem biographischen Kontext nicht zu scheuen brauchen. Hier lässt sich – trotz besagter Unterschiede – auch auf das künstlerische Schaffen der ‚Behinderten‘ Dubuffets Wort anwenden, dass es eine Kunst der Geisteskranken ebensowenig geben könne wie eine Kunst der am Knie Erkrankten.

Mit anderen Worten: Kunst ist, bei aller Vielfalt, unteilbar. Die biographischen Hintergründe für das Entstehen von Kunstwerken mögen ... von Interesse sein, für die Bewertung der Qualität jedoch sind sie letztlich irrelevant. Entscheidend ist jene schwer messbare und definierbare Intensität, die von ‚echter Kunst‘ ausgeht, sich jedoch nicht unbedingt auf Antrieb, sondern häufig erst im intensiven Bemühen des Betrachters und im Vergleich mit anderen Arbeiten erschließt.

Intensität, Stimmigkeit, Authentizität, Unverwechselbarkeit des persönlichen Stils und eine sich in dessen Entwicklung manifestierende gestalterische Kompetenz sind Kriterien, die gleichermaßen für die Beurteilung der künstlerischen Leistung von Menschen mit und ohne Behinderung gelten. Die Kunst von Menschen mit Behinderung darf gerade dann keinen ‚Mitleidsbonus‘ beanspruchen, wenn es um die Emanzipation und Integration ihrer Urheber geht.



Sich ein Bild machen

von Christian Mürner

Für ein Bild gilt bekanntlich, dass es ziemlich unmittelbar wirkt. In der Kunst-Philosophie hat man schon vor ungefähr zweihundert Jahren festgestellt, dass ein Kunstwerk nicht nur für sich, sondern für uns da sei, für ein Publikum, welches es anschau und genieße. Jedes Kunstwerk sei ein ‚Zwiespräch mit jedem, welcher davorsteht.‘ Das heißt, als Betrachter nimmt man in jedem Fall Stellung zu den Bildern. ...

Betrachtet man die Bilder anders, wenn man weiß, dass sie von Menschen mit mentalen Beeinträchtigungen gemalt wurden? Die Behinderung ist zwar meist nicht Thema der Bilder und steht nicht im Vordergrund, sie kann aber biographisch von Bedeutung oder als bestimmend erscheinen. Behinderung entsteht zwischen gesellschaftlichen Erwartungen oder Konventionen und individuellen Fähigkeiten, wobei man früher allein die einzelnen Schädigungen betonte. Die Feststellung, ‚dass die das können‘, bezieht sich zunächst genau darauf, dass die Behinderung einen negativen Einfluß auf die Kunst haben könnte. Doch die Betroffenheit liegt vielmehr auf der Seite der Betrachtung, die überrascht wird von der malerischen Kompetenz.

Meistens liegt einer Überraschung etwas Neues zu Grunde. Was ist das Neue dieser Kunst, dieser Bilder? Das Neue ist, wie man es in einem allgemeinen Zusammenhang formuliert hat, dass etwas als wertvoll erachtet wird, was bisher als wertlos galt. Das Neue hat aber auch eine Perspektive, durch Ausstellungen und Publikationen werden Grenzen verschoben vom unbeachteten Alltäglichen zum Bedeutungsvollen und Kulturschaffenden. Es wird nicht mehr möglich sein, einfach darüber hinwegzugehen, auch wenn sich die Maßstäbe und Moden der Kunst und Kreativität durchaus verändern mögen. Dabei kann die Bildbetrachtung, die als eine harmlose Sache gilt, manchmal eine Anstrengung und Auseinandersetzung bedeuten.



Christian Mürner, ausgebildeter Sonderpädagoge, ist freischaffender Publizist in Hamburg.

Hans Gercke (links), Jahrgang 1941, studierte Kunstgeschichte und Musikwissenschaft in Heidelberg und Padua. Nach einigen Jahren als Publizist und Feuilletonredakteur ist er seit 1979 Direktor des Heidelberger Kunstvereins.

Kunst auf dem Markt

aufbruch 4/03

Workshops zum Kongress „kulturbehindert?“

Kulturarbeit braucht Vermarktung

Der am besten besuchte Workshop des Kongresses, den Jutta Schubert vom Verein Eucra Deutschland am zweiten Nachmittag anbot, stand unter dieser Überschrift. Viele der 25 Teilnehmenden arbeiten mit Künstlern mit Behinderungen, sind teilweise auch selbst Künstler, studieren noch oder bilden selber aus. Wie verkaufe ich die kulturellen Äußerungen behinderter Menschen, so die Leitfrage der dreistündigen Arbeitsgruppe. Wie organisiere ich die Pressearbeit, die Öffentlichkeitsarbeit, die Corporate Identity, um diese Kunst zu vermarkten – vor allem dann, wenn ich mich entschieden habe, dies im kulturellen und nicht im sozialen Kontext zu tun?

Jutta Schubert hat in diesen Fragen reiche Erfahrung: seit sechs Jahren ist sie einzige hauptamtliche Mitarbeiterin des Vereins Eucra, der sich für die Belange behinderter Künstler einsetzt. Mit Musikern, Schauspielern oder bildenden Künstlern mit Behinderungen organisiert sie, auch international, kulturelle Projekte und Veranstaltungen, zum Beispiel auch die Fachtagung ‚Weltsichten‘ im Jahr 2000 in Hamburg.

In Alsterdorf stellte Jutta Schubert zwei Projekte vor. Das war zum einen der Internet-Auftritt xpo-online.net – eine Internet-Galerie mit Werken von geistig behinderten Künstlern aus ganz Europa, die sich an dem Europäischen Kunstwettbewerb Euward des Heilpädagogischen Zentrums Augustinum in München beteiligt haben. Zum anderen berichtete sie über den Europäischen Song-Contest für behinderte Künstler, der zum ersten Mal im September dieses Jahres in Hamburg ausgerichtet wurde.



Schlaglichter von der Produktion ‚Die Abreißer‘ vom Blaumeier-Atelier Bremen zeigte Barbara Weste, Schauspielerin und Regisseurin. Dabei war auch Frank Grabski, Hauptdarsteller in ‚Verrückt nach Paris‘.

Drei Ergebnisse des Workshops: es ist, erstens, einfacher, bildende Kunst zu vermarkten. Hier bleibt nur das Werk sichtbar, der Künstler ist nachgeordnet. Dies ist anders bei Sängern oder Schauspielern mit Behinderung, die selbst auf der Bühne stehen und auf den ersten Blick eine andere Ästhetik als die gewohnte präsentieren. Deshalb ist es, zweitens, auch schwierig, Radio- und vor allem Fernsehsender für die Berichterstattung zu gewinnen. Und drittens: die größeren Projekte, die u. a. von der Aktion Mensch, dem Bund oder Städten gefördert werden, müssen dazu beitragen, die kleineren Aktionen zu unterstützen.

Neun Workshops insgesamt ergänzten das Programm des Kongresses „kulturbehindert?“. Wie die künstlerische Arbeit mit Menschen mit Behinderungen im Alltag aussieht, wurde vorgestellt und diskutiert, zunächst mit dem Schwerpunkt bildende Kunst. Klaus Mecherlein, Leiter der Kunstwerkstatt des Heilpädagogischen Zentrums Augustinum in München, berichtete über Talentsuche und Ausbildung und zeigte Bilder, die im Augustinum entstanden sind. Rolf Laute stellte die Schlumper Werkstatt und Galerie in Hamburg vor (vgl. S. 4 und 5), Lydia Apel und Carlota Carbonell Valero Bilder aus der Kunstwerkstatt Pelemele in Lemgo. Reinhard Schulz bot einen Workshop an zum Thema ‚Kultur als Beruf‘, Jutta Schubert setzte ihren unter den Titel „Kulturarbeit braucht Vermarktung“.

Am Abschlusssamstag des Kongresses ging es in den Arbeitsgruppen wie zuvor auch auf dem Podium um Theater mit Schauspielern mit geistigen Behinderungen. Barbara Weste vom Blaumeier-Atelier aus Bremen (vgl. S. 12 und 13), Gerlinde Altenmüller vom Theater Thikwa aus Berlin und Michael Elber vom Theater Hora aus Zürich ermöglichten den Teilnehmern, die Projekte dieser Gruppen kennenzulernen und dabei auch die jeweils eigene Arbeit zu reflektieren. Außerdem gab es noch einen Workshop von Kai Boysen in der Alten Küche am Alsterdorfer Markt über Station 17 – die Band hatte hier am ersten Abend des Kongresses auch ein gut besuchtes Konzert gegeben.



Jutta Schubert vom Verein Eucra stellt den Europäischen Song-Contest für behinderte Künstler vor.

Typisch?! Hamburger Personen und Persönlichkeiten

aufbruch 4/03

aufbruch 4/03

Fotografien von Thomas Liehr und Axel Nordmeier

Rolf Baumbach: Auszüge aus der Rede zur Vernissage

Auch das Auge lässt sich manipulieren. Und der Verstand, der das Gesehene verarbeiten soll, ist sofort dabei, die entsprechenden bewußten und unbewußten Assoziationen zu liefern: gute oder böse, angenehme oder unangenehme, wertschätzende oder abwertende Gedanken, Gefühle oder Einstellungen.

Auf die Perspektive kommt es an, genauer: auf die Einstellung. Damit meine ich nicht die technischen Details, sondern vielmehr die innere Orientierung, die Haltung des Schaffenden. Darin besteht die große Kunst der beiden, dem Betrachter die Objekte ihrer Fotografie so nahe zu bringen, dass Anteilnahme entsteht. Nicht im rührseligen Sinne, sondern in einer echten tiefen Weise. So entsteht Menschlichkeit. So bleibt der andere in seiner Würde unangetastet. Der Betrachter wird nicht zum Voyeur, der Fotografierte nicht zum Objekt. In der notwendigen Distanz entstehen Beziehung und Nähe. Das Fremde bleibt nicht mehr fremd. Es knüpft an eigene Erfahrungen an.

Urtümliches und Symbolisches ist plötzlich zu ahnen. Archetypen erschließen sich und steigen ins Bewußtsein. Das zeichnet eben relevante Kunst aus, dass sie in der Lage ist, dieses Echo hervorzurufen.

Axel Nordmeier

„Beobachten, beachten und schließlich sein Gegenüber achten – wenn das beim Fotografieren gelingt, dann sind Fotos mehr als die reine Abbildung, dann transportieren die Bilder auch Gefühle. Sie zeigen den Zustand des Fotografen im Moment der Aufnahme und wecken Gefühle beim Betrachter, auch nach Jahren,“ so das Credo von Axel Nordmeier. Studiert hat er, Jahrgang 1962, Fotodesign an der Hamburger Fachhochschule für Gestaltung. Dort lernte er nicht nur sein Handwerk, sondern fand auch seine individuelle Arbeitsweise.

Noch vor der Ausbildung kam er nach Alsterdorf, als Zivildienstleistender in einer Wohngruppe in Wohldorf. Diese Gruppe wurde zum Mittelpunkt seiner ersten Fotoarbeit an der Fachhochschule: „Das Thema war mir noch sehr nahe, wie ein Heimspiel,“ sagt Axel Nordmeier. „In den 16 Monaten als Zivi habe ich ein vertrautes Verhältnis zu Menschen mit Behinderungen bekommen.“ Die Arbeiten für die Stiftung, am Anfang überschaubare, später zunehmend größere Projekte, halfen ihm einerseits, sein Studium zu finanzieren, andererseits, seinen Blick zu sensibilisieren: „Das waren auch spannende Einblicke in andere Welten.“

Nach dem Studium ging er für eineinhalb Jahre nach New York. Hier hat er sich zum ersten Mal intensiv mit Farb fotografie beschäftigt. Nordmeier unternimmt häufig größere Fotoreisen nach Afrika und Südostasien.

Der Profi-Fotograf lebt in Reinbek bei Hamburg. In ‚Typisch?!‘ zeigt er vor allem Fotos der Schlumper und Arbeiten aus seinen Anfängen in der Stiftung Mitte der achtziger Jahre.



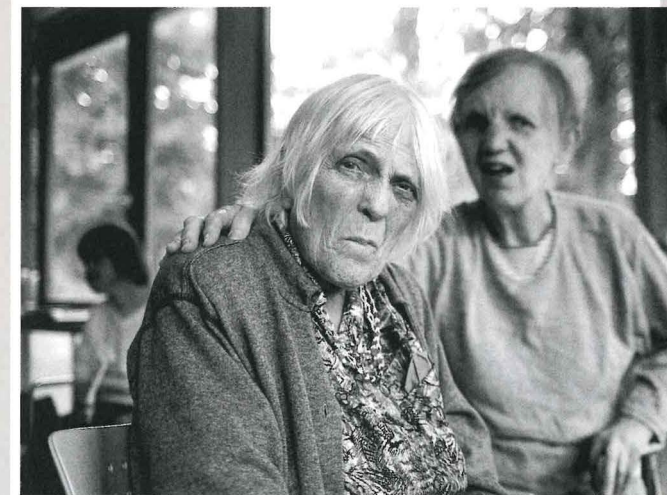
Axel Nordmeier (links) und Thomas Liehr

Thomas Liehr

„Station 17,“ sagt Thomas Liehr, „ist keine Behindertenband. Wenn ich sie fotografiere, dann sehe ich nicht Behinderte, sondern Künstler, Musiker, Persönlichkeiten.“ Bilder von der Musik- und Theatergruppe Station 17 sind – mit weiteren Theater- und Bühnenfotos – ein Schwerpunkt seiner fotografischen Arbeit, zu der Band hat er engen persönlichen Kontakt. Hauptberuflich ist Thomas Liehr, geboren 1958, Pflegedienstleiter im Heinrich Sengelmann Krankenhaus der Evangelischen Stiftung Alsterdorf in Bargfeld-Stegen. Mit dem Fotografieren hatte er schon als junger Mensch begonnen, bevor er 1975 als Zivildienstleistender nach Alsterdorf kam. Sein erstes Fotomotiv in der Stiftung war, erinnert er sich, Ende der 70er Jahre ein „Horrorbild im Wachsaaal“, das er für sich persönlich aufgenommen hatte.

Ende der 80er Jahre begann Thomas Liehr, für die Mitarbeiterzeitschrift, den Umbruch, zu fotografieren. 1995 dokumentierte er das Rumänienhilfeprojekt der Stiftung. „Das Fotografieren,“ sagt Thomas Liehr, „hilft mir, auch als jemand, der in der Leitung tätig ist, nicht die Bodenhaftung zu verlieren.“ Thomas Liehr wurde von der Fachpresse ausgezeichnet, eines seiner großen Projekte war im Jahr 2000 die Fotodokumentation über die Lebensbedingungen der kurdischen Bevölkerung in der Türkei.

In ‚Typisch?!‘ zeigt er Fotos, die er auch für den Jahresbericht 2002 der Stiftung gemacht hat, einige ältere Arbeiten und natürlich Fotos von Station 17, vor allem von der Theater-Inszenierung ‚Vier Jahreszeiten‘ (siehe auch Seiten 14 und 15).



Fotos: Liehr



Fotos: Nordmeier

Einen visuellen Abriss über fotografische und filmische Darstellungen von Menschen mit Behinderungen seit dem 20. Jahrhundert gab Wolfgang Knapp als Einstieg in das Kongress-Thema ‚Ästhetik der Behinderung in Werbung und Fotografie‘.

Voraussetzung für fotografische Aufnahmen von Menschen mit Behinderungen war stets, so Knapp, dass die Behinderung visuell vermarktbar ist. Fotos von Riesen und Liliputanern, zunächst für medizinische Zwecke gemacht, wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts bald auch als Postkarten gedruckt. Andere Formen von Behinderung kamen hinzu, für die Aufnahmen bewußt inszeniert und in Pose gesetzt.

In der Werbung, zeigte Knapp, seien die Leitmotive in der Darstellung von Menschen mit Behinderungen Angst, Bedrohung oder Mitleid – für Humor gebe es nur seltene Beispiele. Eins nannte er (ein weiteres finden Sie auf der Seite nebenan), nämlich einen „Renault“-Spot, in dem, wie erst die Schlusszene zeigt, der Wagen von einem Blinden gefahren wird. An diesem Werbefilm verdeutlichte Knapp einen weiteren Topos: die Genialisierung von Behinderten, für die es zahlreiche Beispiele im Film gibt.

Insgesamt gebe es rund 2.000 Filme über Menschen mit Behinderungen (siehe Seiten 12 und 13). Allen Filmen gemein, so Knapp, sei das Prinzip der ‚Presence of no return‘, das heißt dass der Mensch mit Behinderung, um den es in dem Film geht, in der Regel danach nie wieder auftaucht.

Als aktuelle Beispiele für die Vermarktung von Menschen mit Behinderungen zeigte Knapp Bilder von einer Modenschau des Couturiers Alexander Mc Queen, der beinamputierte Models auf den Laufsteg schickte. „Integration von Minderheiten oder Freakshow?“ fragte Knapp. Die Frage gilt auch für die Zurschaustellung von Minderheiten in zahlreichen Fernsehtalkshows, die tagsüber gesendet werden.

Nicht zuletzt, so Knapp, gebe es auch Beispiele, wie sich Künstler mit Behinderungen selbst inszenieren, so die Mexikanerin Frida Kahlo, die auf vielen ihrer Bilder ihren verletzten Körper gemalt hat.

Benjamin Ashbury,
14 Jahre alt.
Der Junge mit der
so genannten
Tigerhaut wurde

1885 von Charles Eisenmann fotografiert.
Das Bild befindet sich in der Sammlung
Michael Mitchell.

Quelle: J. Kunze und J. Nippert:
Genetics and Malformations, Berlin, 1926



Wolfgang Knapp
doziert an der
Hochschule der
Künste und leitet
das Institut
‘Kultur im
Kontext’
in Berlin.



Fremdes Terrain macht unsicher.
Außer, man kann sich sofort anpassen.

Adaption des Motivs in einem
Werbefoto für die S-Klasse von
Mercedes Benz

Werbekampagnen für und mit Menschen mit Behinderung

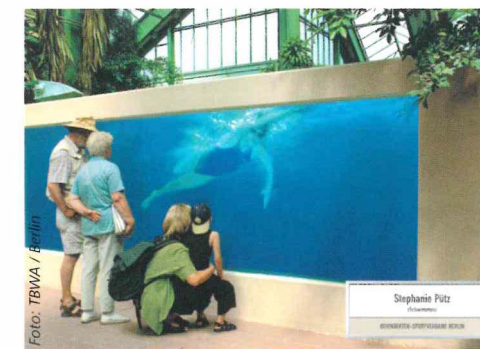
Vor zwei Jahren bat der Behinderten-Sportverband Berlin (BSB) die internationale Werbeagentur TBWA, die vor allem für Konsumgüter wirbt, in Berlin um Unterstützung. Der BSB wollte mehr Öffentlichkeit für seine Arbeit, die Agentur stellte ihr Knowhow zur Verfügung. Ein Jahr später gab es drei Kampagnen für den Sportverband, eine davon wurde weltweit mehrfach ausgezeichnet.

Bevor er die Kampagnen vorstellte, nannte Jürgen Michalski, Vertreter der Werbeagentur TBWA, vier Kriterien, mit der die Qualität jeder Werbung beurteilt werden kann: Ist die Idee 1. einfach, 2. relevant, 3. zutreffend und 4. einfallsreich?

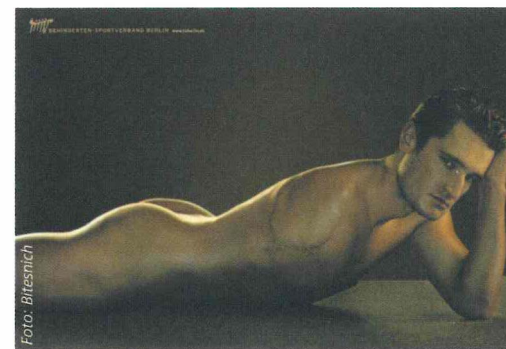
Vor der Werbung, stellte Michalski klar, sind alle gleich. Niemand wartet auf eine Werbebotschaft, die im Wettbewerb mit Tausenden von weiteren Botschaften steht. Um wahrgenommen zu werden, muss die Werbung auf die Strategie der Bereicherung des Konsumenten setzen. Sie muss also Momente von Überraschung, Schönheit, Unterhaltung, Neuigkeit, Witz oder Provokation enthalten. Die drei Kampagnen für den Behinderten-Sportverband haben diese Regeln beherzigt:

Das Schlussbild aus dem Werbespot ‚shoplifter‘. Der Film zeigt einen jungen Mann, der im Sportgeschäft einen roten adidas-Turnschuh prüft und anprobiert. Plötzlich rennt er mit dem Schuh am Fuß davon, ein Verkäufer folgt ihm, kann ihn aber nicht einholen. Erst in der letzten Einstellung des Films sieht der Zuschauer, dass ein Bein des jungen Mannes amputiert ist, links trägt er eine Prothese.

Der Film ‚shoplifter‘ (Ladendieb) wurde in den Medien sehr gut aufgenommen, lief in zahlreichen Fernsehsendern und Berliner Kinos kostenlos. „Dass ein Film freiwillig geschaltet wird,“ so Michalski, „funktioniert, wenn er gut gemacht ist.“ Der Wert der Werbezeit, die dem Behinderten-Sportverband auf diese Weise ohne Bezahlung zur Verfügung gestellt wurde, beträgt rund 6 Mio Euro. Der Spot wurde international mehrfach prämiert. Übrigens läuft der beinamputierte Sportler mit seiner Prothese auch im richtigen Leben schneller als der Verkäufer auf zwei Beinen.



Die ‚Zoo-Kampagne‘ zeigt auf vier Motiven, wie behinderte Sportler ihre Sportart im Zoo ausüben, der Zuschauer betrachtet sie wie exotische Tiere. Die Bilder funktionieren, so Michalski, durch die „fragile Balance zwischen Ironie und Absurdität“.



Für die Kampagne ‚Schöne Körper‘ fotografierte Andreas Bitesnich drei behinderte Sportler im Stil der konventionellen Werbeästhetik. Die Idee der Kampagne ist einfach: auch das Nicht-Perfekte kann schön und begehrenswert sein.

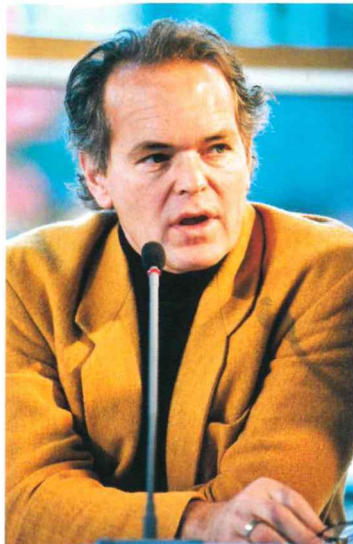
Behinderung im Drehbuch

aufbruch 4/03

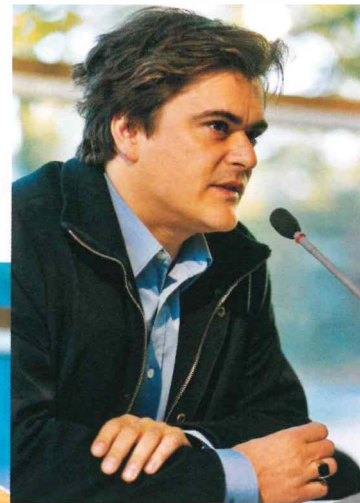
Das Thema Behinderung wird in den letzten Jahren häufiger im Spielfilm aufgenommen als in einem halben Jahrhundert Filmgeschichte davor – auch vom Hollywood-Kino. Die Filme ‚Rain Man‘, ‚Forrest Gump‘ oder ‚A beautiful Mind‘ sind nur einige Beispiele. Beim Kongress „kulturbehindert?“ diskutierten, moderiert von der Hamburger Journalistin Irene Stratwerth, zwei Filmemacher, ein Schauspieler mit Behinderung und eine Dozentin für Dramaturgie über das Thema.

Pago Balke,

Drehbuchautor und – zusammen mit Eike Besuden – Regisseur des Films ‚Verrückt nach Paris‘ (2002). Pago Balke studierte Germanistik und Kunst. Seit 1987 ist er Regisseur und Schauspieler im ‚Blaumeier-Atelier Bremen‘ und arbeitet dort mit rund 200 Akteuren mit und ohne Behinderung zusammen. Das Blaumeier-Atelier, gegründet 1986, bietet Raum für die Arbeit psychisch erkrankter und nicht erkrankter, behinderter und nicht behinderter Menschen. Entscheidend dabei ist der gegenseitige Austausch: Grenzen zwischen der ‚Normalität‘ und dem ‚Verrückten‘ werden unscharf.



„Kunst ist ein Mittel, um Öffentlichkeit zu schaffen und um Integration voranzubringen. Uns hat auch motiviert, mehr über die Realität von Menschen mit Behinderungen zu zeigen, vor allem das Liebenswürdige. Den behinderten Darstellern waren die Rollen auf den Leib geschrieben. Sie haben Charme und Authentizität und damit viel mehr rübergebracht als die prominenten Profis. Natürlich funktionierte das Drehbuch so, dass die behinderten Darsteller Sympathieträger waren, während die Rollen der prominenten Schauspieler eher negativ und unsympathisch gezeichnet waren. Die Prominenz wie Horwitz und Harfouch haben wir als Zugpferde eingesetzt, wobei Dominique Horwitz ja auch eine Wandlung erfährt vom Ekel zum liebevollen Freund. Die große Reise hat eben alle verändert. Der Inhalt unseres Films sind Menschen, die sich einen Traum erfüllen. Das wünsche ich mir auch für weitere Filme: Rollen, die über die Behinderung hinausgehen.“



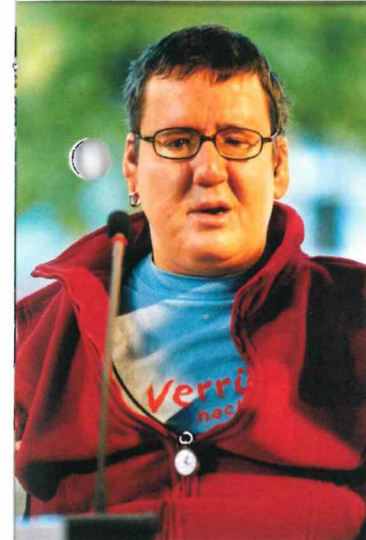
Matthias Pacht,

Drehbuchautor des Films ‚Mein Bruder der Vampir‘ (2002), arbeitete zunächst im Bereich Text und Konzeption renommierter Werbeagenturen. 1997 begann er sein Studium an der Filmakademie Baden-Württemberg, 2001 erhielt er den Studienpreis des Fördervereins der Akademie. Nach ‚Schäffchen zählen‘ ist ‚Mein Bruder der Vampir‘ seine zweite Arbeit mit dem Regisseur Sven Taddicken. Matthias Pacht hat einen Bruder mit Down-Syndrom.

‚Mein Bruder der Vampir‘ ist kein Film über Behinderung, sondern über Sexualität und Konvention, eine poetisch-groteske Komödie um die Nöte einer nicht durchschnittlichen Familie. Er erzählt von den drei Geschwistern Josch – der Älteste, der geistig behindert ist –, Mike und Nic. Auf der Suche nach der ersten Liebe machen sie unterschiedlichste Erfahrungen. Die Rolle des geistig behinderten Josch wird von einem nicht behinderten Schauspieler gespielt.

„Behinderung ist deshalb Thema in ‚Mein Bruder der Vampir‘, weil ein Thema, das alle Menschen interessiert – in diesem Fall das Thema Sexualität und Konvention –, über diesen Umweg gut transportiert werden kann. Im Film ist Hingucken erlaubt, auch auf Behinderungen. Damit muss man offensiv umgehen.“

Die Rolle des geistig behinderten Josch haben wir aus zwei Gründen mit einem nicht behinderten Schauspieler besetzt. Zum einen wollten wir in unserer ersten längeren Arbeit als Drehbuchautor und Regisseur kein Risiko eingehen. Vor allem aber war eine künstlich aufgebaute, stilisierte Figur besser, um das Thema des Films zu vermitteln. Die Entscheidung fiel, als es beim Thema Sprache und Dialoge um die Frage ging, wie der Mensch mit Behinderung spricht. Durch meinen mongoloiden Bruder weiß ich, dass eine Behinderung auch viel Streß bedeutet und anstrengend ist. Ich wollte eine relativ schonungslose Darstellung: Josch zeigt offensiv seine Bedürfnisse. – Leitend war für uns die Devise: weniger Realismus, mehr Wahrhaftigkeit.“



Frank Grabski,

Schauspieler, ist neben Paula Kleine und Wolfgang Göttsch einer der Hauptdarsteller des Films ‚Verrückt nach Paris‘. Alle drei sind durch die Arbeit im Blaumeier-Atelier erfahrene Schauspieler. Frank Grabski ist contergan-geschädigt.

„Die Zuschauer sind unsererwegen in den Film gekommen!“

Birgit Johnson,

Vize-Präsidentin der Filmhochschule Potsdam-Babelsberg und Dozentin für Dramaturgie und Drehbuch. Sie studierte Germanistik, Film- und Theaterwissenschaften und arbeitet seit 20 Jahren auch als Autorin für Theater, Film und Radio.

„Seit ein paar Jahren entscheiden sich im europäischen Film gerade kleinere Filmemacher für einfache, schlichte Milieus und Menschen. So erhielten auch Menschen mit Behinderungen Stellenwert im Film, und das Thema kann nun Einzug nehmen in die Filmgeschichte. Das deutsche Kino hat davon profitiert.“

‚Verrückt nach Paris‘ ist kein Film über Behinderungen, sondern ein Film über Menschen, die sich einen Traum erfüllen, trotz vieler Hindernisse. Die Prominenz in dem Film ist uninteressant, sie stört den Rhythmus. Pago Balke hat einen Topos übernommen, der lange im Kinderfilm im Mittelpunkt stand: Kinder wollen etwas machen, aber die Erwachsenen sind dagegen. Für den nächsten Film wünsche ich mir einen weniger starken Gegensatz.“

Hilde, Karl und Philip auf dem Weg ins eigene Leben

Karl, alias Wolfgang Göttsch, bringt es auf den Punkt: "Nehmt alles nicht so schwer und seid doch öfters fröhlich!"



Fotos: Nordmeier

aufbruch 4/03

Verrückt nach Paris Das andere Road-Movie

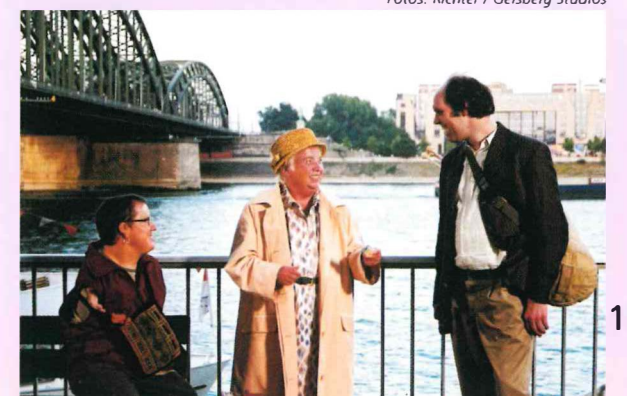
Hilde, Karl und Philip leben in einem Heim für behinderte Erwachsene in Bremen. Philip und Karl bauen Spielzeugen in einer Werkstatt, Hilde schält eimerweise Kartoffeln in der Heimküche. Alle drei sehnen sich nach einem Leben mit neuen Herausforderungen. Heimlich hauen sie ab. Auf ihrer Reise, die sie erst nach Köln, dann nach Paris bringt, entdecken sie für sich ungeahnte Freiheiten und ihre Eigenständigkeit.

Schnell sympathisiert der Zuschauer mit den drei Protagonisten, die mit beneidenswerter Energie, mit Verstand und unumstößlicher Solidarität untereinander versuchen, ihre Träume zu verwirklichen. Ihr Betreuer Enno, ausgebrannt von der Arbeit im Heim, macht sich widerwillig auf, um das Trio zurückzuholen: so beginnt eine Verfolgungsjagd mit Hindernissen. Am Ende ist nichts mehr wie es war. Auch nicht für Enno, der sich in Paris verliebt und gar nicht mehr unbedingt zurück nach Bremen will.

Die drei Hauptrollen wurden mit erfahrenen Schauspielern mit Behinderungen besetzt, mit Paula Kleine, Frank Grabski und Wolfgang Göttsch, alle vom Blaumeier-Atelier in Bremen. In zweiter Reihe spielen prominente Darsteller, u. a. Corinna Harfouch, Dominique Horwitz, Hermann Lause, Martin Lüttge und Hella von Sinnen. Der Film wurde ein Renner in der Reihe ‚Perspektive Deutsches Kino‘ der Berlinale 2002. Er gewann ebenfalls 2002 den Bernhard-Wicki-Preis und wurde ausgezeichnet mit dem Prädikat ‚besonders wertvoll‘.



Fotos: Richter / Geisberg-Studios



Eine eigene Form: Station 17 spielt ‚Vier Jahreszeiten‘

aufbruch 4/03

aufbruch 4/03

„Wir wollen die Behinderten nicht ‚integrieren‘. Sie sind der Mittelpunkt der Arbeit, und wir lernen ihre andere Theaterwelt kennen, eine Welt, die von starken Gefühlen ebenso geprägt ist wie von Witz und Humor. Für den Zuschauer heißt es Ähnliches: er muss offen sein für die fremde Welt, die ihm begegnet. Es geht auch darum, eine Theaterästhetik zu entwickeln, die sich ausweitet durch die Stärke ihrer Bilderwelt, durch die Kraft ihrer Darstellung und das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kunstformen. In diesem Sinn will das Projekt eine Utopie zulassen: die Utopie der Bereitschaft, Anderes, Fremdes in einem wertfreien Kunstraum zu erfahren.“

Inka M. Paul, Dramaturgin

Im Februar 2002 war Premiere: ‚Vier Jahreszeiten‘ wurde in Hamburg auf Kampnagel uraufgeführt. Anlässlich des Kongresses „kulturbehindert?“ wurde das Stück wieder in den Spielplan genommen.

Die Truppe: Station 17

Als 1995 der Dokumentarfilm ‚Station 17 – der Film‘ gedreht wurde, zeigte sich, dass einige Mitglieder der Gruppe auch schauspielerisches Talent haben. So ging aus der Band Station 17 die gleichnamige Theatergruppe hervor. Ihre erste Produktion, Ein Sommernachtstraum, wurde 1996 auf Kampnagel in Hamburg uraufgeführt. Danach spielte die Gruppe das Stück vor ausverkauften Häusern u. a. in Dresden, Zürich und Hannover.

Die Schauspielerinnen und -spieler von Station 17 sind zwischen 24 und 60 Jahre alt, sie haben Behinderungen von Down-Syndrom bis zu leichten geistigen Behinderungen. Die Qualitätskriterien für ihr Talent und ihre Arbeit sind die gleichen wie bei nicht behinderten Darstellern. Sie arbeiten als Berufsschauspieler im Bereich alsterarbeit der Evangelischen Stiftung Alsterdorf und werden wie alle anderen bei alsterarbeit Beschäftigten für ihre Arbeit entlohnt.

Beteiligt an dem Stück Vier Jahreszeiten sind auch einige Musiker der Band Station 17, die mit vier Alben, zahlreichen Tourneen und der Mitwirkung in Filmen mittlerweile Kultstatus erlangt hat. Station 17 ist eines der bekanntesten integrativen Kulturprojekte in Deutschland.

Nach einer Schauspielausbildung in Hamburg spielte Adelheid Mütter bei Rainer Werner Fassbinder. Seit 1985 arbeitet sie als Regisseurin, u. a. in Wuppertal, Freiburg, Zürich, Kassel, Basel und Hamburg.

Die Regisseurin: Adelheid Mütter

Behinderung war für Adelheid Mütter nie ein Thema. Bis sie vor drei Jahren zufällig in eine Werkchau von Station 17 kam: „Ich spürte Anziehung, aber auch Fremdheit,“ erinnert sie sich. Ein halbes Jahr später wurde sie angesprochen, ob sie für die nächste Produktion von Station 17 die Regie übernehmen könnte. Mütter sagte zu: „Ich wollte den Menschen mit Behinderungen nicht helfen, sondern mit ihnen zusammen arbeiten,“ sagt sie. „Bei aller Lust hatte ich auch Angst, das konnte ich aber zur Selbstverständlichkeit machen.“

Es brauchte zehn Monate, bis die Inszenierung stand: „Es ging darum herauszufinden, was die Phantasie der Beteiligten bedeutet,“ berichtet Adelheid Mütter. „Was ich sah, war oft ganz anders als ich mir vorgestellt hatte. Die Präzisierung erfolgte dann wie bei nicht behinderten Schauspielern auch. – Das Ziel war nicht Integration, sondern eine neue, eigene Form, die als Form Gültigkeit hat, und eine eigene Ästhetik. Ich habe bei dieser Arbeit meine Grenzen erweitert und erfahren, dass das geht.“

Im Moment arbeitet Adelheid Mütter mit Station 17 am nächsten Projekt, einer Performance mit Texten von Ernst Jandl.



Foto: Nordmeier



Vor der Aufführung – STATION 17 in der Maske

Das Stück: Vier Jahreszeiten

Eine literarische Vorlage für die ‚Vier Jahreszeiten‘ gibt es nicht. Regisseurin und Darsteller haben eigene Phantasien zu den vier Jahreszeiten entwickelt und diese als poetischen Abend in Szene gesetzt:

Frühlingsspaziergänge, Strandszenen und hingebungsvolles Eincremen mit Sonnenmilch können die Zuschauer betrachten, dann sind Angler unterwegs, buntes Herbstlaub wird in die Luft geworfen und fällt langsam zu Boden, alle haben einen Schnupfen, laufen über nassen, matschigen Boden, schlittern – ein paar Szenen später – übers Eis. Schließlich kehren die Vögel wieder, alle schwingen den Besen beim Frühjahrsputz, das Jahr rundet sich mit einem großen Blumenstrauß.

‚Vier Jahreszeiten‘ ist ein authentischer Abend von und mit Menschen mit Behinderungen. Die Schauspieler nutzen ihr kreatives Potential, erweitern und variieren ihre eigene Figur. Jeder ist in seiner Eigentümlichkeit ganz bei sich. Pointiert und nur mit sparsamen Requisiten ausgestattet gehen die Charaktere in poetischen Bildern auf. Ihre Behinderung wird weder vertuscht noch betont. Die Kindhaftigkeit der Darsteller wirkt nicht rührend, sondern führt auf das Eigentliche zurück. Auch der Zuschauer nimmt das Geschehen auf der Bühne an wie es ist, und entfremdet es nicht durch Übertragung auf eine metaphysische Ebene. Der bekannte Schauspieler Gustav Peter Wöhler, der der Station 17 schon lange freundschaftlich verbunden ist, liest und singt dazu Texte, die von behinderten Mitgliedern der Gruppe verfasst wurden. Wöhler fungiert als Eckpfeiler für die Darsteller.



Schlussapplaus für Station 17 - Theater

Die Inszenierung: eine schlüssige Ästhetik

Die Inszenierung ‚Vier Jahreszeiten‘ verbindet Elemente von Tanztheater, Schauspiel und Musik. Der Körper, nicht die Sprache steht im Mittelpunkt, die sinnliche Wahrnehmung ist wichtiger als der Intellekt. Formal hat das Stück anstelle einer Handlung klare, ritualisierte Abläufe, nach innen hingegen ein hohes Maß an Freiheit, Gefühlen und Humor.

Viele Elemente der Inszenierung treffen sich mit neuen Theaterströmungen. Die Aufführung erinnert stark an die Arbeit von Robert Wilson, dessen Stücke in Hamburg am Thalia-Theater erfolgreich liefen. Wilson reagiert auf die Reizüberflutung in unserer Gesellschaft mit Reduktion, auch seine Produktionen sind geprägt von der Arbeit mit Behinderten, gekennzeichnet durch reduzierte Sprache und Handlung, Mittel der Verlangsamung und Wiederholung.

So ist ‚Vier Jahreszeiten‘ ein künstlerisch motivierter Theaterabend. Das entspricht der Philosophie von Station 17: professionelle Kunstprodukte zu erarbeiten – und zwar jedes Stück so professionell, dass es sich auf dem freien Markt der Kulturproduktion behaupten kann. „Wir haben uns auf Glatteis begeben, indem wir ein verbindliches Produkt anschoßen,“ sagt Thomas Maier, Leiter der Theatertruppe von Station 17. „Da gab es dann keinen Schutzraum mehr, da war nur noch die Realität der Kunst-Arbeit – und in der schafft man es, oder man schafft es nicht.“



Winter – beim Anblick der Prinzessin mit Reisigwagen beginnt man zu frieren.

Regiekonzepte mit und ohne Behinderungen

aufbruch 4/03

aufbruch 4/03

Vorgeführte Verrücktheit?

Vor einem Jahr wurden am Königlichen Schauspiel Kopenhagen die Proben für eine Hamlet-Inszenierung unter dem Regisseur Stefan Bachmann abgebrochen. Die Rolle der Ophelia war mit einer Schauspielerin mit Down-Syndrom, Christina Knudsen, besetzt worden. Nach einigen Wochen mit gemeinsamen Proben weigerten sich der Schauspieler Henrik Jandorf und zwei Kollegen, weiter in der Inszenierung mitzuspielen. Sie wurden vom Intendanten des Theaters entbunden, in der Öffentlichkeit jedoch vielfach verantwortlich gemacht für das Scheitern des Projekts. Beim Kongress „kulturbehindert?“ nahm **Henrik Jandorf** dazu Stellung. Auszüge aus seinem Statement:

„Das Problematische an Stefan Bachmanns Theaterexperiment war, dass er versuchte, ... zwei Welten zu vereinigen, die sich nicht vereinigen lassen. Christina Knudsen als Ophelia auf der einen Seite hatte nur die Möglichkeit, sie selbst zu sein, während die Schauspieler auf der anderen Seite weder sie selbst sein konnten noch Teil eines professionellen Prozesses. ... Das seltsame Paradox bestand darin, dass Christinas einzige Qualität ihre Behinderung war und ihre einzige Möglichkeit, auf die Mitspieler einzugehen, darin lag, sie selbst zu sein – dass aber in dem Augenblick, in dem sie sie selbst war, ... (und bestimmte dramatische Gesetze überschritt...), gebremst werden musste. ... Das war ein unfairer Widerspruch, in den man eine unerfahrene Spielerin gebracht hatte. Christinas Aufgabe war es, so viele unerwartete Verhaltensweisen zu produzieren wie möglich. ... Um immer wieder wechselnde Verhaltensweisen zu provozieren, ... wären ihre Mitspieler gezwungen gewesen, immer wieder neue ... Einfallswinkel in eine Show zu finden, die im schlimmsten Fall ... Assoziationen an frühere Ausstellungen von behinderten Menschen auf Jahrmärkten hervorgerufen hätte, die ein Krankheitsbild benutzten, um eine Sensation zu schaffen. ... In diesem ‚Theatergambling‘ brachte man ein menschliches Bewusstsein zum Einsatz, eine Seele, die keinerlei Voraussetzungen hatte, um zu erkennen, in welchem Zusammenhang sie benutzt wurde. ... Ich finde, dass dies keine würdige Behandlung eines Menschen ist. ... Christina wurde zur Figur in einem Spiel, dessen Regeln sie selber nicht kannte. ...“
Über den Einsatz von Schauspielern mit geistiger Behinderung



Henrik Jandorf

auf der Bühne setzten sich die Podiumsteilnehmer nach diesem Statement lebhaft auseinander. **Stefan Müller**, eine Zeit lang in Berlin Regisseur der Gruppe Rambazamba mit geistig behinderten Schauspielern, hat mehrfach mit dem Deutschen Theater kooperiert. Er berichtete aus seinen Erfahrungen: „Ich habe mit geistig behinderten und nicht behinderten Schauspielern zusammen inszeniert. Wichtig ist mir, die Unterschiede nicht zu verwischen. ... Ich habe immer möglichst präzise Spielaufgaben gegeben, und – zum Beispiel bei Becketts ‚Endspiel‘ – mit Glück wurde nach viel Improvisation die Sprache des Stückes wieder erreicht. – Ich wollte durch die gemeinsame Arbeit von behinderten und nicht behinderten Schauspielern die Begegnung unter Gleichen möglich machen, ohne Differenzen wegzuwischen.“

Der Regisseurin **Adelheid Müther** (siehe Seiten 14 und 15) ist es ebenfalls gelungen, eine Schauspielerin mit geistiger Behinderung – Anita Grönig, die auch in ‚Vier Jahreszeiten‘ mitspielt – in eine Inszenierung am Hamburger Ernst-Deutsch-Theater zu integrieren. 42 mal en suite spielte Grönig den Tod in Lorcas ‚Bluthochzeit‘: „Die Rolle passte“, sagte Adelheid Müther, „weil der Tod aus einer anderen Welt kommt. Die Fremdheit funktionierte innerhalb des Ensembles.“



Moderiert von dem Hamburger Kulturjournalisten **Michael Lages** (nicht im Bild) diskutierten (v.l.n.r.), **Ralf Rainer Reimann** (adk Ulm), **Klaus Witzeling** (Kulturredakteur, Hamburg), **Henrik Jandorf** (Schauspieler, Kopenhagen, neben ihm sein Übersetzer).

Kulturredakteur **Klaus Witzeling** beschrieb Erfahrungen aus dem Tanztheater, das er definierte als Körpertheater, in dem nicht das Wort die wesentliche Rolle spielt, sondern Bewegung, Tempo und Rhythmus – eine Form, die der Arbeit geistig behinderter Darsteller eher entspricht als reines Sprechtheater. Moderator **Michael Lages** erinnerte daran, dass es in Hamburg langjährige Erfahrungen gebe mit der Integration von geistig behinderten Schauspielern ins Theater. Er nannte zwei Inszenierungen, an denen auch Station 17-Theater beteiligt war: den ‚Sommernachtstraum‘ mit Theater Babylon und das Stück ‚Natural born killers‘ – eine Shakespeare-Adaption. Das rief **Gustav-Peter Wöhler**, Mitwirkender in dem Stück ‚Vier Jahreszeiten‘, auf den Plan. Massiv kritisierte er diese beiden Inszenierungen, sprach von Zwang, von Gruppenzwang und von der Ausbeutung der Darsteller mit Behinderung und ihrer Art, wie sie sich wehrten. „Die Schauspieler mit Behinderung haben in ihrer Darstellung Schönheit, Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Offenheit. Diese große emotionale Kraft darf nicht benutzt oder gar ausgenutzt werden.“ Adelheid Müther entgegnete: „Das kann man mit nicht behinderten Schauspielern auch machen! Zentrales Kriterium muss die Würde des einzelnen sein. Der Regisseur darf niemanden für eitle Zwecke benutzen.“



Adelheid Müther (Regisseurin, Hamburg) und **Gustav-Peter Wöhler** (Schauspieler, Hamburg). Ebenfalls nicht im Bild: **Stefan Müller** (Regisseur, Berlin).

Aus dem Publikum kam der Einwurf von einer Kongress-Teilnehmerin mit Körperbehinderung: „Es ist mir doch selbst überlassen, was ich mache oder nicht! Das ist doch von Mensch zu Mensch verschieden.“ Daraus ergab sich die abschließende Frage an Henrik Jandorf, ob die Darstellerin der Ophelia sich gewehrt habe gegen die Art und Weise, wie der Regisseur mit ihr umgegangen war. Jandorf hob noch einmal hervor, dass Christina Knudsen nicht ausgewählt worden war als Schauspielerin, die eine Rolle spielt, sondern um ihrer eigenen Person willen. Er schilderte Szenen aus den Proben für das Stück, die diese Motivation deutlich machten, und nannte die Inszenierung eine verantwortungslose Arbeit: „Es war für mich ohne Bedeutung, dass diverse Instanzen das Projekt anerkannten. Der politische blaue Stempel war bloß ein unsicherer Schild, der dazu diente, von etwas Wesentlichem abzulenken: nämlich dass wir auf gröbste Weise die Würde eines Menschen aufs Spiel setzten.“

Behinderung wird EigenArt

aufbruch 4/03

Erster Integrativer Studiengang Darstellende Künste in Ulm für Menschen mit Körperbehinderung

„Wir haben einfach begonnen,“ berichtet Ralf Rainer Reimann, Leiter der Akademie für darstellende Kunst in Ulm (adk Ulm). Am 6. September fingen die ersten drei Studierenden mit Körperbehinderungen an der adk ihr Studium an. Zwei von ihnen wollen Schauspieler werden, eine Theaterpädagogin.

Der Weg an die Schauspielschule ist für die meisten Kandidaten hart. Auch die Bewerber mit Behinderung mussten sich einer schweren Aufnahmeprüfung stellen, deren Aufgaben sich nicht von denen für die Bewerber ohne Behinderung unterschieden. Allerdings lief das erste Aufnahmeverfahren für den neuen Studiengang gesondert von den anderen Prüfungen. Auf 50 Anfragen nach dem Studiengang erreichten die adk 12 Bewerbungen. Sieben Kandidaten wurden eingeladen, drei schließlich aufgenommen.

„Die Erfahrungen in diesen zwei Tagen haben uns sehr berührt,“ so Ralf Reiner Reimann zum Auswahlverfahren. „Das Besondere zeigte sich dann, wenn die spezielle Körperbehinderung im kreativen Ausdruck zur EigenArt – Eigenkunst wurde, und die Behinderung geradezu ‚verschwand‘. Die größte Kunst erscheint wohl da, wo das anscheinend Profane in eine Schönheit verwandelt wird, die tief in uns schwingt. Außerhalb jeder Norm, bezogen auf eine Schöpfung und innerhalb eines Menschenbildes, das alle Daseinsformen als zum Leben gehörend erkennen kann und so mit ihnen umgeht.“

Die Initiative ging aus von Peter Radtke, der als kleinwüchsiger Rollstuhlfahrer mit Glasknochenkrankheit lange Jahre Erfahrung als Schauspieler mit Behinderung auf der Bühne hat. Noch 1984, als der Regisseur George Tabori mit ihm in München inszenierte, gab es einen Eklat. Ein Teil des Publikums empfand es als Zumutung, den Anblick eines Menschen mit Behinderung über Stunden auszuhalten. „Vier Jahre harte Vorbereitung,“ so kommentiert Radtke den neuen Studiengang, „auf eine nicht weniger harte Praxis verlangen ein hohes Maß an physischer und psychischer Stabilität.“

Die adk Ulm bietet – eine Ausnahme in Deutschland – eine komplexe Ausbildung, deren erstes Jahr für alle Studierenden gleich verläuft. Zum Studienjahr 2003/04 wurden zusätzlich eine Logopädin, ein Physiotherapeut und ein Heilpädagoge als Dozenten gewonnen. Die barrierefreien Voraussetzungen für die Ausbildung von Menschen mit Körperbehinderung sollen 2004 vollständig gegeben sein. Die Studiengebühr beträgt 350,- Euro im Monat. Obwohl es bereits während des Studiums Auftrittsmöglichkeiten gibt, haben die Studierenden mit Behinderungen größere Schwierigkeiten, zusätzlich Geld zu verdienen. Deshalb wurden Stiftungen angesprochen, die Stipendien finanzieren.

Inzwischen gibt es hohen Bedarf an ausgebildeten Schauspielern mit Handicap. Über ein Dutzend Theaterstücke thematisieren die Probleme von Menschen mit Körperbehinderungen, die Nachfragen von Film- und Fernsehproduzenten sind noch

größer. Der Ulmer Studiengang, ein europaweites Pilotprojekt, reagiert somit auf einen wachsenden Markt. Reimann ist es gelungen, ein illustres Kuratorium zu gründen, in dem sich die Schauspieler Bruno Ganz und Peter Radtke, die Regisseure Michael Verhoeven und George Tabori, die Politiker Lothar Späth und Claudia Roth, die Journalistinnen Sabine Christiansen und Amelie Fried und weitere bekannte Namen versammeln.

Im ersten Jahr des neuen Studienganges will Ralf Rainer Reimann zunächst abwarten, wie die Ausbildung sich entwickelt. „Wir müssen den Faktor Zeit, die Langsamkeit, einbeziehen,“ sagt er. Andererseits hat er bereits festgestellt, „dass die Kandidaten mit Behinderung ein höheres Körperbewusstsein haben als die anderen, dass sie Szenen intensiver körperlich umsetzen können.“ Auch Menschen mit geistiger Behinderung aufzunehmen, schließt Reimann langfristig nicht aus, „aber im Moment trauen wir uns das noch nicht zu.“

Peter Radtke, der an der Auswahl der drei ersten Studierenden beteiligt war, macht Mut: „Der Enthusiasmus der meisten Bewerber konnte geradezu anstecken und lässt für die Zukunft Entwicklungen erhoffen, welche die heute zum Teil noch skeptische Fachwelt in Erstaunen versetzen werden. Nicht trotz der Behinderung, sondern wegen derselben wird man Leistungen sehen, die neue Dimensionen öffnen.“

„Vielleicht sind es gerade die Widerstände, die als ‚Wachstumsbeschleuniger‘ wirken und eben diesen Prozess ernsthaft in Fluss halten – trotz körperlicher und geistiger Gegenkräfte.“ Ralf Rainer Reimann.



Ralf Rainer Reimann



Szene aus der ersten Aufnahmeprüfung

Blickwinkel Kunst

aufbruch 4/03

Wolfram Scharanberg, verantwortlich für die Organisation des Kongresses ‚Kulturbehindert?‘

„Sie erwarten von mir, dass ich Ihnen sage: Was ist Kunst? Wenn ich es wüsste, würde ich es für mich behalten“, sagte Pablo Picasso. Auf die Frage, was denn eigentlich Kunst sei, an welcher Stelle im kulturellen Geschehen eine künstlerische Leistung einzuordnen ist, stießen Referenten und Diskutanten in allen Themenbereichen des außergewöhnlichen Kongresses, zu dem die Evangelische Stiftung Alsterdorf eingeladen hatte. Ist am Ende jeder ein Künstler, wie Joseph Beuys es postulierte, oder gibt es Kriterien für künstlerische Qualität? Wenn sie sich beschreiben lassen, so gelten sie zumindest für alles künstlerische Tun, gleichgültig ob der Akteur mit einer offensichtlichen Behinderung ans Werk geht oder nicht. „Was heißt hier Kultur?“ fragte Heilmuth Karasek und beschrieb Grenzen, die Kunst zu überschreiten habe, um zu provozieren und so überhaupt als innovative Kunst wahrgenommen zu werden.

Vielleicht hat auch der Kongress ein wenig provoziert. Das jedenfalls wäre durchaus im Sinne der Konzeption gewesen. Denn alle Sparten – Bildende Kunst, Theater, Film, Fotografie und Musik – standen ausschließlich im Blickwinkel des Kunstschaffens und eines entsprechenden künstlerischen Anspruchs. Der ‚Bonus Behinderung‘, der unter dem Aspekt der Rezeptionsanalyse ins Visier genommen wurde, hatte im Programm dieser Tagung ansonsten nichts zu suchen.


Um so interessanter gereicht das Fazit dieser drei Tage. Denn es zeigte sich, dass künstlerische Arbeiten von Menschen mit



Foto: Liehr

Behinderungen in unterschiedlichen Genres auf höchstem Niveau besprochen und interpretiert wurden. Hier stand professionelles Kulturschaffen zur Diskussion und wurde aus theoretischer Betrachtung wie praktischer Erfahrung heraus diskutiert, erläutert und durchaus auch kritisiert. Dass hierzu exzellente Referenten nach Alsterdorf gekommen waren, die aus ihrem jeweiligen kulturellen Segment höchste Kompetenz vermittelten, war sicher der Grundstein für den gelungenen, fachlich dichten Kongress.

Eine verbindliche Definition von Kunst – ob mit oder ohne Behinderung – ist freilich nach den Tagen im Oktober so schwer wie zuvor. Mindestens aber ein Gespür dafür, welcher hoher künstlerischer, ästhetischer Anspruch manch ambitionierten Produktionen von Künstlern mit Behinderungen innewohnt, halfen die Veranstaltungen von ‚kulturbehindert?‘ zu entwickeln.



5.033,-* sparen!

Passat Variant 1.9 | TDI, 74 kW/100 PS, 5-Gang, perleff., "beta", GRA, Ronal-Alu, Nebell., Winterpaket u.v.m.

Unser Hauspreis: 23.250,- • Sie sparen: 4.653,-

Passat Variant 1.9 | TDI, 96 kW/130 PS, 6-Gang, perleff., "beta", GRA, Ronal-Alu, Nebell., Winterpaket u.v.m.

Unser Hauspreis: 24.700,- • Sie sparen: 5.033,-

Himmlisch schöne Angebote von:

Auto Wichert GmbH • www.auto-wichert.de
 Stockflethweg 30 • 22417 Hamburg • Tel.: 040/527 22 7-0
 Segeberger Ch. 181 • 22851 Norderstedt • Tel.: 040/529 90 7-0
 Ohechausee 194 • 22851 Norderstedt • Tel.: 040/523 30 01

Menschen im Aufbruch

aufbruch 4/03

Der treue Freund der Schlumper – Rolf Laute

Uwe Bender ist sein Alter Ego. Uwe Bender, von mächtiger Gestalt, trägt lange Haare und Vollbart, häufig eine Kapitänsmütze und Nietenarmbänder. Seine schrill-bunten outfits sind bekannt in der Hamburger Szene: nicht nur der Kapitänsdress, auch der knallige bodysuit oder der Umhang aus schwarz-weißem Kuhfell-Imitat (Foto Seite 4). So farbenfroh wie seine äußere Erscheinung sind seine unzähligen Bilder: mit Wachskreide gezeichnete, in Öl oder Acryl gemalte großformatige Stücke in leuchtenden, bunten, immer aufeinander abgestimmten Tönen. „Ich bin Künstler,“ sagt Uwe Bender, „ich bin die Nummer Eins bei den Malern vom Schlump.“

Rolf Laute hingegen möchte nicht auffallen. Er hält sich gerne im Hintergrund, trägt viel Schwarz oder Dunkelgrau. Seine Kunst war nie figürlich, zum großen Teil Kunst im öffentlichen Raum oder Kunst am Bau. „Ich bin kein Sozialpädagoge,“ sagt Rolf Laute über sich, „ich bin Künstler.“

Künstler sind sie beide, der 63jährige Laute, Spiritus Rector der Schlumper, der die Gruppe vor fast zwanzig Jahren initiierte, bis heute organisiert und leitet – und der 60jährige Bender, Schlumper der ersten Stunde, Alsterdorfer Bewohner seit seinem 5. Lebensjahr, der sich den früheren Anstalts- und Förderangeboten vollständig verweigerte. Bis er 1984 Berufskünstler wurde und jetzt schon lange anerkannt ist auf dem etablierten Kunstmarkt. Von Anfang an hatte Rolf Laute ein kollegiales Verhältnis zu den geistig behinderten Künstlerinnen und Künstlern. Das trug sicher bei zum umfangreichen Schaffen

und zum Erfolg der Schlumper. Denen, die Lust und Begabung zum Malen hatten, verschaffte er die Möglichkeit, ihrem elementaren Bedürfnis, sich künstlerisch auszudrücken, nachzukommen – ohne sie in eine bestimmte Richtung lenken zu wollen: „Die Künstler,“ sagt er, „bleiben so wie sie sind. Sie entwickeln sich nicht durch intellektuelles Lernen, sondern durch ihre selbstbestimmte Arbeit.“

Rolf Laute ist, gewissermaßen, auch in der Anstalt groß geworden. Von 1946 bis 1970 arbeitete sein Vater in Alsterdorf, zuletzt als

Verwaltungsleiter. 1947, Sohn Rolf war sieben Jahre alt, bezog die Familie eine Dienstwohnung im Haus Bismarck auf dem Anstaltsgelände. So war die Begegnung mit geistig behinderten Menschen für ihn von klein auf selbstverständlich und frei von Vorurteilen. Obwohl er sich stets als freischaffender Künstler verstand, studierte er auf Wunsch des Vaters Kunsterziehung. Er lehrte aber nur für drei Jahre an Hamburger Gymnasien, bevor er 1969 eine private Kunstschule gründete. Er dozierte Kunst an der Städelschule in Frankfurt am Main, später auch in Dortmund und in der Hamburger Armgartstrasse. Die Kunstschule erlaubte ihm die freie Arbeit, die er in etlichen Ausstellungen zeigen konnte. Später kamen zahlreiche Kunst am Bau-Projekte hinzu. 1978 bekam er den Auftrag der Alsterdorfer Anstalten für ein Wandbild im Christophorus-Haus (das später Wilfried-Borck-Haus genannt wurde). Als einziger hatte Rolf Laute vorgeschlagen, das Bild gemeinsam mit Bewohnern des Hauses zu gestalten. In eineinhalb Jahren entstand das Wandbild „Der Weg durch die Furt“ in einem Prozess, der wegweisend war für die Arbeit der Schlumper. „Es stand,“ so der Psychotherapeut Christoph Eissing-Christophersen, „für eine Vorgehensweise, die das selbständige Arbeiten der Behinderten im Blick hat, sie zu Nutznießern ihrer Produkte macht und gleichzeitig ihre vorhandenen künstlerischen Potentiale zur Entfaltung bringt, also insgesamt den sicheren Umgang mit den eigenen autonomen Tendenzen fördert.“

Es brauchte vier Jahre, in denen Rolf Laute durch institutionelle

Widerstände eher motiviert denn entmutigt wurde, bis sich 1984 die ersten Künstler im Alsterdorfer Stadthaus am Schlump versammeln konnten (siehe Seiten 4 u. 5), weitere 18 Jahre, bis er mit einer vollen Stelle künstlerischer Leiter wurde. Das zwanzigjährige Jubiläum 2004 werden Rolf Laute und Uwe Bender hoffentlich gemeinsam kräftig feiern. Alter Ego, das lässt sich nicht nur übersetzen mit ‚das andere Ich‘, sondern auch als ‚treuer Freund‘. ←



Rolf Laute vor dem neunteiligen Emaillebild am neuen Geschäfts- und Ärztehaus - von ihm komponiert nach Motiven von Werner Volgt